

Krise der religiösen Erziehung?

Die Synodenumfragen der Jahre 1970/71 brachten eine Tatsache an den Tag, die seitdem die Religionspädagogen, Soziologen und Theologen beschäftigt: der Gottesdienstbesuch, also das äußere, kirchenkonforme Verhalten, wird oft nur unzureichend durch Glaubensüberzeugungen motiviert und getragen. Dieser sogenannte „Ritualismus“ findet sich vor allem bei jungen Christen zwischen 16 und 20 Jahren. 58 Prozent dieser jugendlichen Kirchgänger sind nach dem Umfrageergebnis „Ritualisten“.

Eine solche gravierende Aussage veranlaßte die Kommentatoren der Umfrage zu einer Interpretation dieses Ritualismus, die zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen kam. Die einen bestreiten die Authentizität des Befunds: die Frage, ob man sich für einen gläubigen Christen halte, werde von älteren Menschen als Meinungstereotyp aufgefaßt und bejahend beantwortet, von nonkonformistischen Jugendlichen aber aufgrund ihrer antiautoritären Einstellung verneint. Andere sehen in diesem Ritualismus ein Defizit an kirchlich-religiöser Sozialisation: die Kirche (und natürlich die Familie) könne nur noch äußeres Verhalten einüben, aber keine inneren Überzeugungen mehr mitgeben. Eine dritte Gruppe erklärt das Phänomen mit entwicklungspsychologischen Einsichten: ein solches ritualistisches Verhalten entspreche der alterstypischen Glaubenssituation junger Menschen, zumal es heute nur wenige Christen gebe, die nicht in ihrem Glauben angefochten seien. G. Schmidtchen, der verantwortliche wissenschaftliche Leiter der Umfragen, meint zusammenfassend: „Die entwicklungspsychologische Interpretation des jugendlichen Ritualismus und seine Interpretation aus dem sozialen Wandel heraus und der schwächer werdenden Sozialisationskraft der Kirche schließen sich nicht aus.“ Die Authentizität des Befunds konnte er auch durch Umfragen unter den Katholiken Luxemburgs und unter den Protestanten der VELKD erhärten.

Diese Antwort verschärft nur das Problem. Werden heutige Jugendliche fortschreitend mit puren Gewohnheiten vertraut gemacht, die – da der emotional hochwertige Raum einer Volkskirche allmählich zerbricht – in einem Leerlauf enden? Werden Jugendlichen Glaubenswahrheiten vermittelt, die allen Bezug zum konkreten Leben verloren haben und deshalb als Leerformeln mißverstanden werden? Sind deshalb die Inhalte eines äußeren Tuns austauschbar? Tun viele das gleiche – etwa Eucharistie feiern – und doch zu gleicher Zeit sehr verschiedenes? Etwa so, daß die einen ein Opfer, die anderen ein religiöses Mahl, die dritten einen Sozialrevolutionär, die vierten die Gemeinschaft, die fünften ein Fest der kommenden neuen Menschheit (als „Utopie“) feiern? Die Rechtgläubigkeit fehlt als Basis des rechten Tuns; die Orthopraxis hält die Konfrontation mit der Orthodoxie nicht mehr aus. Wie ist aus dieser Situation herauszukommen?

Eine erste Antwort gibt G. Schmidtchen, indem er – von der Arbeitspsychologie her argumentierend – darauf hinweist, daß man die religiöse Sozialisation anders als bisher zu verstehen habe. Es besteht nicht zuerst die hundertprozentige Motivation und erst am Lebensende, „bei verwitterter Motivation“, ein Ritualismus. Der Mensch beginnt vielmehr sein religiöses Leben mit unzureichenden Motivationen (ist also unter dieser Hinsicht ein „Ritualist“), erfährt dann aber, daß der Glaube ein Leben trägt und läßt sich mehr und mehr auf diese Wahrheit ein. Der Schritt geht von der „kleinen“ Wahrheit zur „größeren“ Wahrheit, vom Teil zur Fülle. Welche Konsequenzen hätte diese Überlegung für Methoden und Inhalte einer religiösen Erziehung im Kindes- und Jugendalter?

Eine ganz andere Position wäre zu beziehen, wenn man den „Ritualismus“ als ein Auseinanderfallen von äußerem Verhalten und innerer Einstellung interpretiert. Wäre es nicht sinnvoll, sich in der religiösen Erziehung nicht allein auf Gewohnheiten zu verlassen, sondern „tiefer“, das heißt an konkreten Lebenserfahrungen des Kindes und des Jugendlichen anzusetzen, so daß statt sozialer Kontrolle zunehmend, wenn auch nicht ausschließlich, eine autonome Motivation das Verhalten regelt? Einer solchen Theorie käme von seiten der Jugendlichen die alterstypische Sinn- und Lebensfrage entgegen. Von seiten der Kirche entsprächen ihr die Überlegungen zu einer alterstypischen, gestuften religiösen Erziehung und auch die Modelle einer „modernen Mystagogie“ (K. Rahner), die am Alltag ansetzt und ihn in seiner transzendentalen Tiefe, auf Gott und den geschichtlichen Gott in Jesus Christus hin, aufschließt.

Mit dieser Mystagogie ist untrennbar eine „Konzentration“ bzw. „Restrukturation des Glaubens“ (Y. Congar) verbunden. Ihr geht es nicht um Anpassung an modische Zeittrends, sondern um das notwendige und unterscheidend Christliche, das wiederum so zu verkünden ist, daß Kinder und Jugendliche, Erwachsene und alte Menschen, Gläubige und Nichtgläubige erfahren: es wird über sie geredet. Gerade die „Kurzformel des Glaubens“ (K. Rahner) versucht, die „partielle Identifikation“, die im Hintergrund des Ritualismus sichtbar wird, auf das Wesentliche des christlichen Glaubens hin zu dirigieren. Im Angebot des Wesentlichen wird der Konzentrationsvorgang in seiner Beliebigkeit überwunden und unter das Maß eines gültigen Kriteriums gebracht.

Vielleicht klingen diese Anregungen religionspädagogischer Art, die dem jugendlichen Ritualismus gerecht werden wollen, manchem wiederum „technokratisch“: als werde die Machbarkeit des lebendigen Christen geplant, der doch ein Werk der Gnade sei. Gewiß, die Gnade, ihre heilende und erhebende Macht, bestreitet niemand. Aber selbst wenn Gott auf krummen Linien gerade schreiben kann, sind wir doch nicht davon befreit, gerade Linien ziehen zu wollen. Daß sie dennoch zu krummen Linien geraten, beweist uns mehr als lieb der konkrete Alltag und der Lauf eines jeden Christenlebens.

Roman Bleistein SJ